

Hellenismus. Eine Kulturgeschichte

Tagung an der Universität Augsburg, Lehrstuhl für Alte Geschichte
in Zusammenarbeit mit dem Institut für Europäische Kulturgeschichte

Augsburg, 20. bis 22. Februar 2006

Die wissenschaftliche Erforschung der Epoche des Hellenismus hat in den vergangenen Jahren kontinuierlich zugenommen – ein Forschungstrend, der in allen fachlichen Teilbereichen (Alte Geschichte, Klassische Archäologie, Klassische Philologie und Orientalistik) seinen Niederschlag gefunden hat. Dabei sind neben der materiellen Erweiterung der Wissensbestände vor allem methodisch innovative Ansätze entwickelt worden, die die zentralen Charakteristika der hellenistischen Zeit betreffen: Die Ausbreitung der griechischen Welt in bis dahin unbekannte Kulturräume, die Vernetzung und Vereinheitlichung der griechischen Kultur und die verstärkte Ausbildung von Kontaktzonen zu den indigenen Bevölkerungen des Vorderen Orients. Das Ziel der Tagung, die vom Lehrstuhl für Alte Geschichte in Zusammenarbeit mit dem Institut für Europäische Kulturgeschichte der Universität Augsburg veranstaltet wurde, war es, diese auf Mechanismen der Identitätsbildung, Berührungen mit dem Fremden und Wahrnehmungen des Anderen abzielenden Ansätze unter dem in den letzten Jahren etablierten Paradigma der Kulturgeschichte miteinander zu verbinden und im Sinne einer umfassenden Bestandsaufnahme eine Forschungsbilanz zu ziehen. Dabei sollten die unterschiedlichen Felder von Politik, Gesellschaft und Kultur der hellenistischen Epoche systematisch erfasst, zueinander in Beziehung gesetzt und auf ihre spezifischen Eigenheiten hin untersucht werden, die es erlauben, den Hellenismus als historische Epoche zu begreifen.

In seinem einleitenden Vortrag („Alexander der Große und der Beginn eines neuen Zeitalters“) unternahm *Hans-Joachim Gehrke* (Freiburg) den Versuch, den seit Droysen als Epochenbegriff etablierten Begriff des ‚Hellenismus‘ einer Prüfung zu unterziehen. Der erste Teil des Vortrags widmete sich theoretisch-konzeptionellen Überlegungen zu prinzipiellen Fragen von Epochenschwellen und der Einheit historischer Epochen. Herausgearbeitet wurde die Komplexität und Problematik der mit dem Epochenbegriff verbundenen Grenzziehungen, da der im Spannungsfeld zwischen Essentialisierung und arbiträrer Festlegung stehende Epochenbegriff politische, gesellschaftliche und kulturelle Felder mit unterschiedlichen Entwicklungsgeschwindigkeiten unter dem Signum einer einheitlichen Epoche zusammenfasst. Trotz der damit verbundenen Probleme, die Gleichzeitigkeit ungleichzeitiger Prozesse zu kategorisieren, plädierte Gehrke für den Gebrauch des Epochenbegriffs als sinnvolles Instrumentarium des Historikers, um aus der Vergangenheit Geschichte – verstanden als denkende Ordnung historischer Wirklichkeit – entstehen zu lassen.

Der zweite Teil des Vortrags galt der Frage, wie sich vor diesem Hintergrund eine Epoche ‚Hellenismus‘ sinnvoll konstituieren und abgrenzen lässt. Dabei nahm Gehrke eine Konzeptualisierung von drei Feldern vor, die unter den Kategorien des Politisch-Sozialen, des Ästhetisch-Intellektuellen sowie – gleichsam in der Summe – des Kulturellen gefasst wurden. Wie Gehrke besonders anhand des politisch-sozialen Feldes deutlich machte, setzten sich zwar in zentralen Bereichen wie der institutionellen Entwicklung der Poleis in hellenistischer Zeit Entwicklungen des 4. Jh.s v. Chr. fort; dennoch kam es in Auseinandersetzung mit den Monarchien zu einer neuartigen Vernetzung und Intensivierung im Verhältnis der griechischen Städte untereinander, die es nahe legen, den Hellenismus als eigene Epoche mit spezifischen Charakteristika zu begreifen.

Der anschließende Vortrag von *Jürgen Malitz* (Eichstätt) („Im Schatten Alexanders des Großen – Diadochen und Epigonen“) widmete sich der ersten Generation der Nachfolger Alexanders und den Diadochenkämpfen, in deren Verlauf das Alexanderreich in schließlich drei Königreiche zerfiel. Ziel des Vortrags war es, anhand eines personengeschichtlichen Zugangs die Handlungsspielräume der einzelnen Akteure in Alexanders ‚Leichenspielen‘ auszuloten (Ophellas, Krateros, Perdikkas, Leonnatos, Ptolemaios, dazu Antigonos, Seleukos und Lysimachos). Die gewaltsamen Auseinandersetzungen um die Macht waren geprägt von selbstbewussten Männern aus dem engsten Umfeld des Königs, die bestenfalls ihresgleichen als Konkurrenten anerkannten („Explosion des Ehrgeizes“). Die völlig veränderten Verhältnisse der neuen Zeit, der nach früheren, makedonischen Maßstäben exotische Reichtum, der für den Kampf um die Macht zur Verfügung stand, und schließlich die unveränderte Kampfbereitschaft der Veteranen von Alexanders Armee ermöglichten es, Machtpositionen anzustreben, die nur ein Jahrzehnt früher unvorstellbar gewesen wären.

In dieser Vielzahl von konkurrierenden Bestrebungen spielten in den ersten Jahren nach Alexanders Tod die Frauen des makedonischen Königshauses keine geringe Rolle; erst die Auslöschung aller Frauen (und Männer) der Argeaden-Dynastie ermöglichte es den Nachfolgern, Könige nicht nur dem Namen nach zu werden. Manche, denen die Zeitgenossen die größten Erfolge zugetraut hätten, scheiterten an fehlender „fortune“ oder, wegen der Nachahmung von Alexanders persönlichem Mut, an mangelnder Vorsicht. So war die Ausbildung der Diadochenreiche nicht das Ergebnis weit vorausschauender Planung, sondern das Resultat einer Vielzahl von Zufällen und Gewalttaten. Das Königtum der ersten Generation gründete sich auf dem auch von Philosophen der Zeit bemühten, durch „Speererwerb“ gesicherten Recht des Stärkeren. Die dynastischen Nachfolger der ersten Generation, die ‚Epigonen‘, mussten dagegen schon zu Lebzeiten der Väter sorgsam legitimiert werden.

Stärker strukturgeschichtlich ausgerichtet war der Vortrag von *Gregor Weber* (Augsburg) („Alexander und die Folgen. Hauptstädte und Höfe in Entwicklung und Vergleich“). Ausgehend von der Weihung des Pharos von Alexandria durch den ptolemäischen Königsfreund Sostratos von Knidos wurde die Frage gestellt, warum derartige Stiftungen getätigt wurden, ob es sich um eine isolierte Praktik gehandelt hat und ob sich weitere vergleichbare Fälle finden lassen. Den Rahmen für dieses Agieren der königlichen „philoi“ gab die hellenistische Monarchie ab, genauer: die höfische Interaktion, die den Schwerpunkt von Webers Vortrag bildete.

Für die Mitglieder der höfischen Gesellschaft war es wesentlich, die Gunst des Königs zu erhalten bzw. zu bewahren. Ausgehend von einer Gliederung der hellenistischen Epoche in vier ‚höfische‘ Phasen – zwei unter Alexander dem Großen (Beginn des Feldzugs und Etablierung in Babylon), zwei unter den Diadochen und Epigonen (3. Jh. und 2./1. Jh. v. Chr.) – stellte Weber im Verhältnis von Königen und Freunden nicht die Perspektive der Könige zur Herrschaftssicherung heraus, sondern umgekehrt die ihrer Umgebung mit Blick auf Handlungsspielräume und den Prestigegewinn, der sich aus der Königsnähe erzielen ließ. Dabei erwies sich die erhebliche Konkurrenz zwischen den „hetairoi“ bzw. „philoi“ um die Gunst des Königs in einem kompetitiven Zusammenspiel einer ‚Leistungsgesellschaft‘ als Konstante, während es für die ethnische Zusammensetzung der Gruppen verschiedene Möglichkeiten gab.

Die Handlungsoptionen der königlichen Helfer hingen von mehreren Faktoren ab: Zum einen spielte eine Rolle, welche Fähigkeiten aktuell gefragt waren, ob das militärisch-organisatorische überwog, ob eine internationale Vernetzung vorhanden war oder ob auch für die herrscherliche und höfische Repräsentation wichtige Kompetenzen zum Zuge kamen; letztere spielten zu Beginn der Epoche und mit Blick auf den ‚Hof unterwegs‘ noch eine vergleichsweise geringe Rolle, während im Zuge der Konsolidierung der Höfe und Königreiche auf Dauer angelegte Stiftungen, Kunstwerke und Literatur Prestige einbrachten – für die Helfer und den König. Zum anderen war wichtig, welche Alternativen für Prestige, Erfolg und materiellem Gewinn sich der königlichen Umgebung boten, etwa in Form von besseren Bedingungen an anderen Höfen. Schließlich war die Fähigkeit des Königs zu einer austarierten Gunstvergabe von wesentlicher Bedeutung, was wiederum von seinem Interesse, Alter und Erfolg abhing.

Nach dem hellenistischen Königshof wurde im Vortrag von *Peter Funke* (Münster) („Zwischen Selbstbehauptung und Anpassung. Die staatliche Neuformierung Griechenlands“) ein anderes Feld politischer Interaktion und Institutionenbildung thematisiert: die bundesstaatliche Organisation, die sich im Hellenismus zu einem bedeutsamen Instrument der Sicherung von Polisinteressen entwickelte. Ausgehend von der Feststellung, dass Griechenland in der hellenistischen Zeit einem grundlegenden Wandel unterworfen war und sich zu einer Welt von Bundesstaaten verschiedener rechtlicher Ausprägungen entwickelte, stellte Funke die Frage nach dem Stellenwert dieses Phänomens für eine hellenistische Kulturgeschichte. Auch wenn die politische Bedeutung der griechischen Bundesstaaten in den zeitgenössischen Quellen unterschiedlich wahrgenommen und reflektiert wurde, waren die politischen Entscheidungsprozesse in einer bundesstaatlich geprägten Welt anderen Rahmenbedingungen unterworfen als in einer Welt von Poleis. Dabei lassen sich spezifisch hellenistische Entwicklungen ausmachen: Das Instrumentarium föderalstaatlicher Organisationsstrukturen war zwar auch schon in klassischer Zeit verfügbar und keineswegs ein Produkt erst der hellenistischen Zeit. Jedoch erhielt die Anwendung föderalstaatlicher Prinzipien durch die politischen Veränderungen der hellenistischen Zeit eine besondere Dynamik, die sich einerseits im Vergleich zur vorangegangenen Zeit rein quantitativ bemessen und funktionalistisch beschreiben, andererseits aber auch in einem kulturgeschichtlichen Sinne als qualitativen Wandel mit entsprechenden Folgewirkungen erkennen lässt, die sich mit diesen Veränderungen verbanden.

Zentral war dabei das Spannungsgefüge zwischen den Gliedstaaten (= Poleis) der Bünde und der Bundesgewalt, das sich in einer stets prekären Balance befand, das aber in seiner Ausgestaltung auch die offenkundige Attraktivität föderalstaatlicher Ordnungen ausmachte. Funke verwies in diesem Zusammenhang auf mehrere Aspekte: zum einen auf die Rolle der Bundesstaaten als Motor von Verstärkerprozessen in zuvor wenig urbanisierten Gebieten und die damit eng verbundene Entstehung neuer Zentren bzw. die Umgestaltung alter Zentren als Orte politischer Kommunikation, zum anderen auf die dadurch bedingten Veränderungen des Interaktionsraumes der politischen Führungsschichten. Dabei erwies sich das Beziehungsgeflecht zwischen den Gliedstaaten und der Bundesgewalt nicht als starr, sondern lässt einen dialektischen Wandel erkennen, der durch eine zunehmende Stärkung der Repräsentative in den Entscheidungsorganen auf der jeweiligen Bundesebene letztlich auf eine Sicherung der politischen Identität der Gliedstaaten abzielte und damit zu einer Revitalisierung der Poleis in hellenistischer Zeit beitrug.

Einer anderen Seite der griechischen Polisstruktur, nämlich der Beziehung der Stadt zu ihrem ländlichen Territorium, galt der Beitrag von *Christof Schuler* (München) („Die hellenistische Polis und ihr Umland. Siedlungsstrukturen, Bauern und Großgrundbesitzer“). Ausgehend von der Beobachtung, dass Polis und Chora, die Stadt und das von ihr kontrollierte Territorium, nicht nur in der hellenistischen Zeit eine untrennbare Einheit bildeten, ging Schuler der Frage nach, ob es eine spezifische Wahrnehmung des Umlandes durch die hellenistische Polis gegeben habe. Literarische und epigraphische Quellen beleuchten aus jeweils sehr einseitigen Perspektiven bestimmte Ausschnitte der Chora, die auch in der Synthese lediglich ein fragmentarisches Bild ergeben und keine Grundlage für eine umfassende Alltagsgeschichte bieten – nicht zuletzt deswegen, weil mit erheblichen regionalspezifischen Unterschieden und Besonderheiten zu rechnen ist.

Dennoch erweisen sich gerade die verschiedenen Perspektiven der Quellen als aufschlussreich, da sich aus ihnen unterschiedliche Haltungen und Wahrnehmungsweisen gegenüber dem Land rekonstruieren lassen. In den Inschriften zeigen sich die Polisterritorien vor allem als vom Menschen geprägte Kulturlandschaft, als rechtlich und baulich, sichtbar und unsichtbar vielfach gegliederter und intensiv genutzter Raum. Da sie die materielle Grundlage sowohl der Bürgergemeinde als Kollektiv wie auch des individuellen Bürgerstatus bildeten, hatten Veränderungen der ländlichen Struktur unmittelbare Auswirkungen auf die Polis als Ganzes. Dazu zählen unter anderem die Ausbildung und Verfestigung eines städtischen Honoratorenregimes, das in auffälliger Weise mit der verstärkten Errichtung von Turmgehöften, dem Verschwinden kleinerer Höfe und der daran ablesbaren Eigentumskonzentration von Land in den Händen einer vermögenden Schicht von

Großgrundbesitzern korreliert. Die Ursachen für diese wirtschaftliche Umschichtung, die tiefgreifende Folgen für das gesellschaftliche und politische Gefüge der Polis hatten, sind u.a. im Krieg zu suchen, der durch Schäden und Einquartierungen kleineren Bauern die Existenz entzog, andererseits in Form des Söldnerdienstes attraktivere Möglichkeiten des Erwerbs bot.

Der Frage nach der gesellschaftlichen Keimzelle – der Hausgemeinschaft und der familiären Struktur – ging der Vortrag von *Linda-Marie Günther* (Bochum) („Oikos und Familie – was hat sich in hellenistischer Zeit geändert?“) nach. Für die hellenistische Antike kann anhand des Bürgerstatus für Personen verschiedenen Geschlechts und verschiedenen Alters beobachtet werden, in welcher Weise in diversen Einzelfällen Familie und Oikos aufeinander bezogen waren. Exemplarisch erörtert wurde dies von Günther anhand von Beispielen aus Milet aus der Zeit um 200 v. Chr. Dort lassen sich unterschiedliche Tendenzen im Umgang mit dem Bürgerrecht und der Möglichkeit, es zu erwerben, fassen. Einerseits verfuhr die Polis – im Unterschied zu Athen, das seit dem 3. Jh. v. Chr. vom Prinzip abging, dass beide Eltern den Bürgerstatus besitzen mussten, um ihn an die Kinder weiterzugeben – zwar vergleichsweise restriktiv. Andererseits war man aber auch bestrebt, Kinder aus unehelichen Verbindungen – „nothoi“ – in den Bürgerverband aufzunehmen. Die Zugangsvoraussetzungen zum Bürgerrecht waren lokal verschieden. Insgesamt ist jedoch vor allem bei kleineren Städten – gerade vor dem Hintergrund erheblicher Migrationsströme während der hellenistischen Zeit – die Tendenz zu Epigamievereinbarungen und der Ermöglichung legitimer Ehen zwischen einem Bürger und einer Frau aus einer anderen hellenischen Stadt erkennbar. Sie sind ihrerseits Ausdruck und eine Spielart der zunehmenden Verflechtung griechischer Poleis, die als Charakteristikum der hellenistischen Zeit gelten kann.

Angelos Chaniotis (Heidelberg) unternahm in seinem Beitrag („Was ist hellenistisch in Mythos und Religion der hellenistischen Welt?“) den anregenden Versuch, das typisch Hellenistische in der Religion und der religiösen Erfahrungswelt des hellenistischen Zeitalters zu erfassen. Ausgehend von den zentralen Kategorien Emotionalität, Intensität, Expressivität, Übersteigerung und Widersprüchlichkeit, die Chaniotis anhand der bildenden Kunst entwickelte, wies er nach, dass sich diese Elemente auch in epigraphischen Quellen in einer Vielzahl unterschiedlicher Kommunikationszusammenhänge (Fluchtexte, Kultvorschriften eines privaten Kultvereins, Volksbeschlüsse) wieder finden. Auch der Herrscherkult, der meist als eine primär politische Zuweisung von Ehrungen der Stadt an den Herrscher interpretiert wird, enthielt eine starke emotionale Bindungskraft, die in der Epiphanie des Herrschers, dem Einbruch des Außeralltäglichen ihren deutlichsten Ausdruck fand; in zunehmendem Maße wurden gerade auch die Könige und Königinnen zu Garanten für das Gelingen religiöser Kommunikation überhaupt. Durch ihre Präsenz in unterschiedlichen Kommunikations- und Interaktionszusammenhängen lassen sich die von Chaniotis entwickelten Kategorien als ein kulturgeschichtlicher Schlüssel zum Verständnis der Wahrnehmungen und Haltungen fassen, die sich in hellenistischer Zeit auf unterschiedlichen Feldern der politischen, religiösen und gesellschaftlichen Entwicklung bemerkbar machten.

Klaus Bringmann (Frankfurt am Main) („Judentum und Hellenismus. Zur Geschichte einer spannungsreichen Beziehung“) nahm die Beziehung der ptolemäischen und seleukidischen Dynastien zum Judentum in den Blick. Mit der Eroberung des Perserreiches durch Alexander d. Gr. gerieten alle Juden, ob sie in dem kleinen Jerusalemer Tempelstaat, in der benachbarten Peripherie Palästinas oder in der Diaspora Mesopotamiens lebten, unter die Herrschaft makedonischer Königsdynastien. Sie erlitten Fremdherrschaft, aber sie profitierten auch von ihr. Deportationen und Kolonisation bewirkten eine Ausweitung der Diaspora, in der den Juden eine Selbstverwaltung zur Wahrung ihrer Lebensordnung in einer polytheistischen Umwelt gewährt wurde.

Nicht nur die Diaspora, sondern auch das Jerusalemer Zentrum gerieten in den Bannkreis der hellenistischen Kultur, der materiellen ebenso wie der geistigen, und unter den Einfluss der Mentalität der herrschenden griechischen Eliten. Dieser Prozess der Selbsthellenisierung erhielt zusätzlichen Auftrieb durch den Versuch

der hellenisierten Priesteraristokratie Jerusalems, die traditionelle theokratische Verfassung in eine Polis des griechischen Typs mit Gymnasium und Ephebie umzuwandeln. Aufgrund kontingenter Umstände endete diese hellenistische Reform in dem Verbot der jüdischen Religion durch den seleukidischen Oberherrn Antiochos IV. und einer Reaktion von jüdischer Seite, die über die religiöse Selbstbehauptung hinaus zu politischer Selbstständigkeit und territorialer Expansion führte. Dies hatte weit reichende Folgen sowohl für das Verhältnis von Juden und hellenistischer Umwelt als auch für die innere Geschichte des jüdischen Volkes.

In seinem Beitrag „Die Literatur als Spiegel epochalen Wandels“ stellte *Bernd Effe* (Bochum) Grundlinien der literarischen Entwicklung in der hellenistischen Zeit dar. Ausgehend von einem generellen Panorama des durch fundamentale politisch-soziale Veränderungen bewirkten epochalen Mentalitätswandels legte Effe die Konsequenzen dieses Wandels im Bereich der Literatur dar und hob wesentliche Tendenzen und Spezifika hervor, die das Eigene und Neue der hellenistischen Literatur ausmachen: die Konzentration auf den Alltag und die damit verbundene ‚Privatisierung‘ der Sujets, die gestiegene Bedeutung der Erotik sowie die Begrenzung des Adressatenkreises auf einen exklusiven Bereich von Kennern, die der literarischen Kunst einer Autonomie verlieh und sie durch die gestiegene Selbstreferentialität zu einer ‚*l'art pour l'art*‘ machte.

Dieses allgemeine Bild wurde in einem Überblick über die einzelnen literarischen Gattungen in Dichtung und Prosa und deren repräsentative Autoren konkretisiert. Der Schwerpunkt der Darstellung lag auf der Dichtung und der durch sie repräsentierten Genres. Während in der Tragödie die Wiederaufführung der Klassiker des 5. Jh.s v. Chr. bestimmend wurde, erwuchs mit dem Mimos eine neue dramatische Gattung, deren derbe Inhalte in Form des Kunstmimos auf den Geschmack eines kleineren und exklusiveren Publikums zugeschnitten wurden. Die Ablehnung der Großform des homerischen Epos führte zu kleineren epischen Formen wie dem Kollektivgedicht und dem Epyllion; auch im Götterhymnus macht sich durch die Ästhetisierung und Lösung des Kunstwerks aus den kultischen Bezügen ein Traditionsbruch bemerkbar. Den Abschluss bildeten kürzere Ausblicke auf die Prosaformen (Biographie, Historiographie und Roman), die prinzipiell geringere Anforderungen an die Bildung des Lesers stellten und durch das Anwachsen eines lesekundigen Publikums in hellenistischer Zeit eine vergleichsweise breite Rezeption fanden.

Im Anschluss daran unternahm *Peter Scholz* (Frankfurt am Main) („Institutionen, Ideen und Innovationen. Philosophieren und wissenschaftliches Forschen in hellenistischer Zeit“) den Versuch, sich der Wissenskultur der hellenistischen Zeit anzunähern, indem er die philosophischen Systeme und die wissenschaftliche Praxis in ihrer langfristigen Entwicklung, ihren institutionellen Anfängen, Erweiterungen und Neuausrichtungen analysierte und diese dabei in den allgemeinen historischen Wandel einordnete. Die entscheidenden ideellen und praktischen Grundlagen für jedwede philosophische und wissenschaftliche Betätigung waren bereits im 4. Jh. v. Chr. gelegt worden, mit der Propagierung und Institutionalisierung der theoretischen Lebensform durch Platon und Aristoteles. Diesem Entwicklungsschritt folgte in hellenistischer Zeit die innere wie äußere Entfaltung der griechischen Wissenskultur: die Ausdifferenzierung in Fachdisziplinen, die Archivierung und Popularisierung von Formen und Inhalten.

Eine erste wichtige Voraussetzung für die Ausbreitung griechischer Philosophie und Gelehrsamkeit bildete die weite Verbreitung der Institution des Gymnasions, das der Sozialisation in den Bürgerverband diente und für jede griechische Stadt ein unverzichtbares Element von Urbanität darstellte. Ein weiteres Merkmal der Philosophie und Wissenschaft dieser Epoche war ihre Förderung durch die hellenistischen Könige, die allerdings zumeist aus Gründen der Repräsentation erfolgte. Anhand des Mouseions in Alexandria wies Scholz darauf hin, dass sich vor allem die Königshöfe zu Zentren entwickelten, an denen Wissen akkumuliert wurde und die ein fruchtbares Feld für Innovationen darstellten, auch wenn technischer ‚Fortschritt‘ im Selbstverständnis der dort tätigen Philosophen und Fachgelehrten keine Rolle spielte. Im Unterschied dazu lassen sich in den Städten erst seit dem 2. Jh. v. Chr. öffentliche Bibliotheken nachweisen, die auf eine veränderte Wissenskultur auch in den griechischen Poleis der hellenistischen Zeit hinweisen.

„Kriegführung und Kriegserfahrung in hellenistischer Zeit“ waren das Thema der Ausführungen von *Burkhard Meißner* (Hamburg). Der Vortrag befasste sich mit den Spezifika hellenistischer Kriegführung, wie sie im Unterschied zur Kriegführung der klassischen Epoche hervortreten. Dabei nahm Meißner sowohl die kulturellen Voraussetzungen des militärischen Wandels als auch die kulturellen Reaktionen darauf bzw. die Folgen dieses Wandels in den Blick. Unter den zahlreichen Aspekten dieser facettenreichen Thematik kamen fünf Bereiche zur Sprache. 1. Die Intensivierung und Häufung des Belagerungs- und Festungskrieges und die systematische Bedrohung städtischer Siedlungen, die in den Städten zu einer Vielzahl von Veränderungen (Mauerbau; Aufwertung des Kampfsports) geführt habe. 2. Die Ausbildung schärferer, sich in späthellenistischer Zeit relativierender Unterschiede zwischen denjenigen Mächten, die Ressourcen zur Führung langer und teurer Kriege transferieren und konzentrieren konnten, und solchen, die dazu nicht in der Lage waren. 3. Die Vervielfältigung der taktischen, technischen und strategischen Optionen, die mit einer militärfachlichen Spezialisierung einherging. 4. Die Literarisierung und Verwissenschaftlichung der Kriegführung. 5. Die Scheidung der literarischen Perspektiven auf den Krieg als Schicksal bzw. Verhängnis einerseits, als Ergebnis geplanten Vorgehens andererseits. Insgesamt hob Meißner die Ubiquität und Intensität der Kriegserfahrung in hellenistischer Zeit hervor, die den Krieg in besonderer Weise zu einem haltungs- und wahrnehmungsbestimmenden Faktor in dieser Epoche gemacht habe.

Der Beitrag von *Sitta von Reden* (Augsburg) („Indigene Strukturen und griechische Innovation in der hellenistischen Wirtschaft“) ging auf die kulturgeschichtlichen Voraussetzungen der Wirtschaftsgeschichte in hellenistischer Zeit ein. Wiewohl betont wurde, dass angesichts der ausgeprägten regionalen Differenzierungen unterschiedlicher hellenistischer Wirtschaften die Rede von ‚der‘ Wirtschaft in der Epoche des Hellenismus problematisch sei, hob von Reden drei Grundtendenzen der hellenistischen Wirtschaft hervor: die besitzrechtlichen Eingriffe in die Landwirtschaft und Bodenrechte, die Einführung von Münzgold und die Urbanisierung. Dabei betonte sie zum einen die Verbindung von indigenen Strukturen und griechischer Innovation, zum anderen die Grenzen der Innovation im wirtschaftlichen Leben. Den stärksten Innovationschub brachte eine ausgeprägte Monetarisierung im Ptolemäer- und Seleukidenreich seit dem 3. Jh. v. Chr., die u.a. auf die Finanzierung kostspieliger Bauprojekte und das Besteuerungswesen zurückzuführen ist und Impulse für den Handel brachte. Abschließend wurde argumentiert, dass von einem begrenzten wirtschaftlichen Wachstum im hellenistischen Einflussgebiet ausgegangen werden kann, was allerdings nicht auf Produktivitätssteigerung, sondern eher auf eine effiziente Verwaltung der infrastrukturellen Bedingungen (Bewässerung, Transport- und Kanalsysteme, politische Vereinheitlichung, etc.) zurückzuführen ist und sich vor allem auf die griechische politische Elite auswirkte: Luxusstandards stiegen an, der Grad an ‚conspicuous consumption‘ nahm zu.

Der Beitrag von *Hilmar Klinkott* (Tübingen) („Griechen in der Fremde – Fremde und die Griechen“) hatte ein in den letzten Jahren zunehmend diskutiertes Thema, die Beziehung der griechisch-makedonischen Eroberer zu den indigenen Bevölkerungen, zum Inhalt. Anhand archäologischer Funde lässt sich die Verbreitung der Griechen in den östlichen hellenistischen Reichen von Baktrien und dem indischen Mauryareich bis Ägypten vielfältig nachvollziehen, wobei nicht selten griechische Kulturelemente auch in die einheimische Kunst Einzug fanden. Allerdings ist aus diesem Material kaum etwas über das Verhältnis von den Griechen zu den Fremden und die dauerhafte Gestaltung des Zusammenlebens zu erfahren. In der Grundtendenz bildeten die Griechen und Makedonen als kleine, in sich geschlossene Gruppe und Fremdherrscher die gesellschaftliche Oberschicht der Reiche, die seit den Eroberungen Alexanders d. Gr. entstanden. Aus ihnen wurden die führenden Ämter in Militär und Verwaltung besetzt; Einheimische in diesen Ämtern sind regelmäßig erst im 2. Jh. v. Chr. zu fassen.

Diese Ausrichtung auf eine Gräzisierung und die damit verbundene scheinbare Segregation der Griechen erklärt freilich nicht die erfolgreiche Ansiedlung und dauerhafte Etablierung von griechischen Gemeinden auf lokaler Ebene. Um dieses Zusammenleben besser greifen zu können, stellte Klinkott der griechischen Perspektive – vorgeführt an seleukidischen und ptolemäischen Beispielen – eine einheimische Wahrnehmung

gegenüber, die allerdings von den speziellen lokalen Verhältnissen abhängig und nur vereinzelt bezeugt ist, während die Gräzisierung der hellenistischen Reiche als eine allgemeine Entwicklung reichlich belegt ist. Wo sich nicht-griechische Quellen fassen lassen, ist durch sie die Integration der Griechen im anfangs fremden Lebensumfeld zu erschließen und beleuchten sie die Variationsbreite des griechisch-indigenen Zusammenlebens in jeweils anderer Form und Intensität. Darüber hinaus zeigt die Verbindung von griechischen und orientalischen bzw. ägyptischen Quellen, dass die multikulturelle Konvivenz von Austauschprozessen geprägt war, die auf beide Seiten, die griechische und die indigene, gleichermaßen einwirkten.

Der Erfolg des dauerhaft friedlichen Zusammenlebens scheint in einer gegenseitigen Offenheit zu liegen, die nicht mit der Aufgabe oder einer Verschmelzung von kulturellen und ethnischen Identitäten gleichzusetzen ist. Das Resultat war u.a. ein verändertes Verständnis des/der Fremden sowie eine Bedeutungsverlagerung bei den Faktoren, durch die sich die jeweils eigene Identität definieren ließ. Letztendlich, so Klinkott, konnte damit auch der Barbarenbegriff, losgelöst von einer ethnischen Bindung, als negativer ‚Spiegel‘ des veränderten Selbstverständnisses kultur- und völkerübergreifend für eine Abgrenzung funktionalisiert werden.

Die beiden anschließenden Vorträge nahmen die Frage nach den kulturgeschichtlichen Implikationen des Hellenismus aus einer archäologischen Perspektive in den Blick. Der Beitrag von *Hans-Ulrich Cain* (Leipzig) („Hellenisierung und Romanisierung aus archäologischer Sicht“) befasste sich mit dem viel diskutierten Begriff der Akkulturation, wie er sich aus Analysen und Interpretationen der materiellen Kultur ergibt. Im Mittelpunkt standen die Hellenisierung Roms und Mittelitaliens während des 2./1. Jh.s v. Chr. und die gleichzeitig beginnende Romanisierung der westlichen Hälfte des Imperium Romanum. Anhand einzelner Baukomplexe wie des Pompeiustheaters machte Cain deutlich, dass Hellenisierungstendenzen in der stadtrömischen Architektur bereits längere Zeit vor Augustus stattfanden und durch die Konkurrenzsituation innerhalb der Senatsaristokratie befördert wurden. Auf diese Weise ergaben sich schon vor der augusteischen Zeit deutliche Ansätze zur Hellenisierung Roms, auch wenn umfassende Umgestaltung des römischen Stadtbildes nicht vor der augusteischen Zeit angesetzt werden kann. Als besonders aussagekräftig für eine Hellenisierung erwies sich die Untersuchung einzelner Bereiche wie die Bogenarchitektur, der statuarische Typus und die Innenausstattung von Häusern.

Gerhard Zimmer (Eichstätt) („Die Nähe der Macht. Neue Aufgaben für die Kunst“) unternahm den Versuch, die Kennzeichen der hellenistischen Kunstentwicklung wie Realismus, emotionale Beeinflussung des Betrachters, aber auch Standardisierung von Arbeitsgängen unter dem Aspekt einer neuen Aufgabe der Kunst und des Kunsthandwerks zu betrachten, nämlich der Verbreitung der neuen Herrschaftsideale der hellenistischen Monarchie. In diesem Ansatz, der Kunst als Teil nonverbaler Kommunikation im rituellen und machtpolitischen Bereich mit großer Wirkmächtigkeit in die ‚bürgerliche Bilderwelt‘ hinein interpretiert, zog Zimmer Verbindungslinien zwischen den archäologischen Zeugnissen und den althistorischen und religionsgeschichtlichen Befunden. Bestimmende Themen der Kunst wie Emotionalität, augenblicksbezogene Überraschung und die Nähe und Erfahrbarkeit der Götter lassen spezifisch hellenistische Aspekte hervortreten, wie sie auch in der literarischen und religiösen Verarbeitung der Epiphanie des Herrschers umgesetzt wurden. Zimmer plädierte dafür, die darin liegenden Ansatzpunkte für eine interdisziplinär ausgerichtete, kulturwissenschaftliche Herangehensweise an die Epoche des Hellenismus stärker zu nutzen.

Der abschließende Beitrag von *Boris Dreyer* (Frankfurt am Main) („Neue Quellen zum Hellenismus. Bestand, Kontexte, Intentionen“) stellte eine Reihe von technischen Neuerungen und Neufunden der letzten Jahre vor, die das Bild in einzelnen Forschungsbereichen entscheidend verändert haben und deutlich machen, wie sehr gerade die Epoche des Hellenismus, die durch eine fragmentarische Überlieferungslage charakterisiert ist und keine fortlaufende historiographische Überlieferung aufweist, durch einzelne Neufunde bereichert werden kann. Dreyer stellte zum einen erste Ergebnisse der Anwendung neuer photographischer Techniken an Palimpsesten vor, die bereits beträchtliche Stücke aus dem gänzlich verlorenen Werk Arrians über die Diadochen erneut zugänglich gemacht haben. Zum anderen verwies er auf epigraphische Neufunde aus

Metropolis in Ionien, mit deren Hilfe bereits bekannte Sachverhalte zu Kalender- und Asylfragen in augusteischer Zeit modifiziert und ergänzt werden können. Die typische Arbeit eines in der Epoche des Hellenismus tätigen Spezialisten – dies machte Dreyers Beitrag in methodischer Hinsicht deutlich – besteht in dem steten Versuch, aus disparatem Quellenmaterial verschiedenster Provenienz eine Rekonstruktion mit adäquater Gewichtung der Einzelaussagen zu gewinnen.

Die gemeinsame Abschlussdiskussion griff einige bereits im Verlauf der Tagung angesprochene Fragenkomplexe auf, die deutlich machten, dass sich für die Epoche noch durchaus neue Verstehenshorizonte auftun können. Dabei ging es nicht allein darum, welche Fragestellungen und methodischen Zugriffsweisen sich für eine künftige hellenistische Kulturgeschichte als sinnvoll erweisen und bei welchen Themen sich die interdisziplinäre Zusammenarbeit noch verstärken lässt. In den Blick genommen wurden vielmehr nochmals die Epochengrenzen zusammen mit den entsprechenden Kriterien für eine Abgrenzung, für die durchaus unterschiedliche Möglichkeiten in Betracht gezogen wurden.

Als epochenspezifisches Phänomen wurde die enorme Kommunikationsdichte ausgemacht, die sich nicht zuletzt an den konkreten, schriftlich formulierten Beziehungen zwischen weit entfernt gelegenen Städten, zwischen Königen und Städten, migrierenden Einzelpersonen sowie Künstlern und Literaten aufzeigen lässt. Thematisiert wurde ferner das Phänomen der ‚Stadt‘ samt ihren urbanen Strukturen, die sich in hellenistischer Zeit zu einem regelrechten ‚Exportschlager‘ entwickelt hat, aber auch wesentlich nach unterschiedlichen Typen – Megapolen/Metropolen, Residenzorte/Höfe, Vororte, ‚normale‘ Poleis, indigene Städte, Militärsiedlungen etc. – zu differenzieren ist. Wesentliche Bedeutung wurde schließlich der Frage zugemessen, wie die in vielen Beiträgen benannten Veränderungen überhaupt zustande kamen und welche Faktoren hier eine wesentliche Rolle gespielt haben.

Die einzelnen Tagungsbeiträge werden in leicht modifizierter Form als Sachbuch im Verlag Klett-Cotta publiziert werden. Diese Veröffentlichung soll sich – so die mit dem Verlag getroffene Vereinbarung – bewusst auch an ein breiteres Publikum richten. In diesem Band werden die im vorigen nur knapp resümierten Ergebnisse eine ausführlichere, in manchen Details noch stärker auf einen übergreifenden kulturwissenschaftlichen Ansatz ausgerichtete Darstellung erfahren.

Steffen Diefenbach

Kontakt:

Prof. Dr. Gregor Weber

Lehrstuhl für Alte Geschichte

Universitätsstr. 10

86135 Augsburg

Tel.: 0821/598-5545

Fax: 0821/598-5501

Mail: gregor.weber@phil.uni-augsburg.de

Homepage: <http://www.uni-augsburg.de/hellenismus>

Copyright

Arbeitsgemeinschaft außeruniversitärer historischer Forschungseinrichtungen
in der Bundesrepublik Deutschland e.V., 2006.

Kein Teil dieser Publikation darf ohne ausdrückliche schriftliche Genehmigung der AHF in irgendeiner Form reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

AHF, Schellingstraße 9, 80799 München

Telefon: 089 – 13 47 29, Fax: 089 – 13 47 39

E-Mail: info@ahf-muenchen.de, Website: <http://www.ahf-muenchen.de>

Empfohlene Zitierweise / recommended citation style:

AHF-Information. 2006, Nr.040

URL: <http://www.ahf-muenchen.de/Tagungsberichte/Berichte/pdf/2006/040-06.pdf>